


# Universitäten als Räume der Resilienz

Festrede der Präsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft  
Professorin Dr. Katja Becker  
anlässlich des 624. Stiftungsfestes der Julius-Maximilians-Universität  
Würzburg in der Festaula der Neubaukirche, Alte Universität  
Würzburg, 11. Mai 2026

Es gilt das gesprochene Wort!



Magnifizenz, sehr geehrter Herr Präsident Pauli,  
liebe Kolleg\*innen, liebe Angehörige und Alumni der Julius-Maximilians-Universität,  
liebe Preisträger\*innen,  
sehr geehrte Damen und Herren,

ich habe mich sehr über Ihre Einladung gefreut und nun persönlich vor Ort zu sein, ist gleich noch schöner. Schließlich habe ich hier am Zentrum für Infektionsforschung eine so wunderbare und prägende Zeit verbracht und ich freue mich sehr über das Wiedersehen mit der Julius-Maximilians-Universität, der Stadt und den so gastfreundlichen Würzburger\*innen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch allen heutigen Preisträger\*innen von Herzen gratulieren. Herzlichen Glückwunsch!

Das heutige Stiftungsfest bietet wirklich vielfältigen Anlass zur Freude. Und ich hoffe, mit meiner Rede ein wenig zur feierlichen und zuversichtlichen Stimmung beitragen zu können. Und dennoch – einige ahnen es vielleicht bereits mit Blick auf den Titel– folgt nun zunächst ein „Aber“.

Denn die demokratische Gesellschaft steht unter Druck. Wir stehen unter Druck. Zeitdiagnosen wie Prognosen verfallen fast schon reflexhaft in ein Vokabular der Krise – und dies nicht erst seit Kurzem, sondern mittlerweile seit einigen Jahren. Und wir alle entwickeln fortlaufend Taktiken und Techniken, um mit diesen diversen Krisen umzugehen, ihre Auswirkungen einzudämmen, unser Handeln an die Realität der Zeit anzupassen.

Doch echte Krisenkompetenz erschöpft sich nicht in der Adaption an die Verhältnisse. Sie setzt die Fähigkeit sowie die Bereitschaft voraus, auch in einer angespannten Lage das Heft des Handelns in der Hand zu behalten: „Courage is grace under pressure“, so hat Ernest Hemingway die Wahlverwandtschaft von Mut und Möglichkeit in einem Brief an F. Scott Fitzgerald vor hundert Jahren auf den Punkt gebracht.

Diese gleichermaßen robuste wie souveräne Widerstandsfähigkeit will geübt sein. Sie will kultiviert und gepflegt werden. Und dies wiederum benötigt gesellschaftliche Diskursräume.

Unsere Gesellschaft benötigt Räume der Resilienz. Und ich bin mir sicher, ich muss hier und heute keine große Überzeugungsarbeit dafür leisten, dass Universitäten solche Resilienzräume verkörpern.

## Die Universität als Lebensform und demokratische Institution

Ich möchte mir in diesem Zusammenhang eine Formulierung zu eigen machen, die der kürzlich verstorbene Jürgen Habermas geprägt hat:

„Was seit Humboldt die ‚Idee der Universität‘ heißt,“ so Habermas, „ist das Projekt der Verkörperung einer idealen Lebensform.“<sup>1</sup>

Im Kern sagt dieser Begriff der Lebensform, dass sich das universitäre Leben trotz aller Ausdifferenzierung innerhalb des akademischen Betriebs und trotz wachsender externer Ansprüche nicht auf einen Funktionsmechanismus reduzieren lässt. Ganz im Gegensatz zeichnet sich die Universität für Habermas durch ihre lebensweltliche Verwurzelung aus, die gesellschaftliche Sachzwänge per se überschreite. Hierauf werde ich zurückkommen.

Lassen Sie mich zunächst kurz erläutern, warum mir diese Vorstellung einer universitären Lebensform gerade im Kontext des heutigen Themas so passend erscheint: In ihr nämlich verschränken sich individuelle und gesellschaftliche Erfahrung. Sie erlaubt es somit, zwei Dimensionen von Resilienz miteinander zu verbinden, die manchmal etwas unvermittelt nebeneinanderstehen.

Wenn wir von der Universität als Resilienzraum sprechen, geht es zum einen um die subjektive Resilienz der einzelnen Hochschulangehörigen – von den Studierenden über die Beschäftigten in Forschung, Lehre und Verwaltung bis hin zur Universitätsleitung; und zum anderen geht es um die Resilienz der Institution Universität, um die Resilienz der Wissenschaft allgemein und nicht zuletzt auch um die Resilienz unserer demokratischen Gesellschaft.

---

<sup>1</sup> Habermas, Jürgen (1986): Die Idee der Universität. Lernprozesse. In: Zeitschrift für Pädagogik 32 (5), S. 703–718, S. 703.

Denn wie Sie alle nur zu gut wissen, sind Universitäten unlösbar in ihre gesellschaftliche Umwelt eingebettet. Und das ist gut so – auch wenn es bedeutet, dass die gegenwärtigen Krisen auch vor der Wissenschaft nicht Halt machen.

Denn Resilienz entwickeln wir nur, wenn wir uns nicht gegen Umwelteinflüsse abschotten, sondern uns offen zeigen für Veränderungen, wenn wir die damit verbundenen Risiken realistisch abwägen und uns ihnen bewusst stellen.

Ich habe die Universität – und ganz explizit auch die Julius-Maximilians-Universität – als einen Ort kennenlernen dürfen, an dem genau dies geschieht, mehr noch: an dem auch Unvorhergesehenes geschehen darf, an dem die Lust auf Neues und die Lust am Neuen herrschen, an dem unterschiedliche Sichtweisen und Traditionen willkommen sind, an dem Experimentierfreude und Wandlungsfähigkeit zum Selbstverständnis gehören.

Aus diesem Grund hat die Idee der Universität, über die Habermas spricht, für mich auch nichts von ihrer Faszination und Bindungskraft verloren, auch wenn die Universität heute selbstverständlich eine andere ist als zu Zeiten Humboldts, dem wir diese Idee verdanken, und selbst zu der Zeit, in der Habermas seine Interpretation dieser Idee präsentierte.

Denn wie Sie alle wissen, haben sich die Aufgaben der Universitäten fortlaufend und zum Teil gravierend verändert. Man könnte auch sagen: Ihre Aufgaben sind ständig gewachsen.

So dienen Universitäten immer breiteren Bevölkerungskreisen als Garant für Bildungsgerechtigkeit, Chancengleichheit und soziale Mobilität. Die Universitäten sind dadurch lebendiger und leistungsfähiger geworden. Und sie sind dadurch gerechter und produktiver geworden.

Zugleich sollen sie zusätzlich die Transformation von Industriegesellschaft in Wissensgesellschaft vorantreiben und regionalen Strukturwandel mitgestalten. Universitäten sind Aushängeschilder ihrer Region. Sie prägen ganze Stadtbilder und ihre Angehörigen beleben die städtische Öffentlichkeit.

Ich denke, das muss ich hier in Würzburg nicht weiter erläutern.

Ohnehin kann ich hier lediglich andeuten, was Universitäten heutzutage alles leisten. Und vermutlich ist Ihnen auch aufgefallen, dass ich über die Forschung noch gar nicht gesprochen habe.

Universitäten begegnen äußerer Dynamik mit innerer Beweglichkeit. Das heißt: Sie nehmen Veränderungen ihrer Umwelt nicht hin, sondern sie nehmen sie als produktive Impulse für eigene Metamorphosen auf. Damit beweisen sie genau jene robuste Anpassungsfähigkeit, die wir im Sinn haben, wenn wir von Resilienz sprechen. Denn sie zeigen sich offen für Wandel und Entwicklung, ohne infrage zu stellen, was die Universität im Inneren ausmacht: nämlich

der freie wissenschaftliche Diskurs, der zugleich eine – wenn nicht die – entscheidende Resilienzquelle ist.

Denn natürlich bedeutet lebensweltliche Verwurzelung auch, dass gesellschaftliche Friktionen auch an Universitäten sichtbar, politische Kontroversen auch an Universitäten geführt werden. Und nicht selten übernehmen die Diskussionen auf dem Campus dabei eine Avantgarde- oder gar Vorbildfunktion.

Das Besondere ist, dass diese Kontroversen an der Universität gerahmt werden durch die der Wissenschaft eigene Debattenkultur. Denn an der Universität – und wie ich meine: nur an der Universität – finden wir diesen einzigartigen Raum, an dem Expert\*innen unterschiedlichster Disziplinen aufeinandertreffen, ihre Prämissen und Hypothesen, ihre Methoden und Theorien, ihre Erkenntnisse und ihr Wissen miteinander teilen, vergleichen, oft leidenschaftlich diskutieren und gemeinsam weiterentwickeln.

Dieser Diskurs lebt von Vielstimmigkeit und Respekt ebenso wie von begründetem Zweifel, von methodengeleitetem Widerspruch, vom offenen Ringen um Argumente, Belege und Erkenntnis. Sie alle wissen das. Und Sie wissen auch, welch wundervolles Privileg es ist, Teil dieser kollektiven Wahrheitssuche zu sein, sich an einem Sprechen beteiligen zu dürfen, das den Zugang zu anderen öffnen möchte und das dementsprechend von der Bereitschaft getragen wird, auch selbst aufmerksam zuzuhören.

An der Universität kommt diese gleichsam epistemische wie kommunikative Rationalität zur vollen Entfaltung. Und genau deshalb spricht Habermas von ihr auch als idealer Lebensform: einerseits, weil die „Kommunikationsgemeinschaft der Forscher“ die Vielfalt der universitären Prozesse und Funktionen wie ein magnetisches Kraftfeld zusammenhalte; und andererseits, weil die „kommunikativen Formen der wissenschaftlichen Argumentation“ für ihn als Muster dafür dienen, den unterschiedlichen Interessen pluralistischer Gesellschaften einen angemessenen Ausdruck zu verleihen.<sup>2</sup>

Die an Universitäten eingeübte Form des argumentativen Austauschs weist hier also weit über den akademischen Geltungsbereich hinaus.

Aus gutem Grund: Denn wenn wir uns darauf einigen, dass Demokratien auf der Idee einer informierten Öffentlichkeit beruhen, in der unterschiedliche Positionen abgewogen und ausgehandelt werden, dann stoßen wir auch hier schnell auf ganz ähnliche argumentative Prinzipien und Verfahren.

Das innere Band zwischen Wissenschaft und Demokratie besteht demnach eigentlich in einer Zumutung: Niemand hat Wahrheit, niemand hat Macht und Recht ein für alle Mal gepachtet.

---

<sup>2</sup> Habermas, Jürgen (1986): Die Idee der Universität, S. 716f.

Politische Legitimität muss ebenso begründet und bestritten werden können wie wissenschaftliche Wahrheitsansprüche.

Die Universität ist demnach deswegen eine politische Institution, weil sie die formalen Voraussetzungen des demokratischen Diskurses kultiviert. Und daher bildet die methodische Suche nach Wahrheit und Wissen ihre ebenso zentrale wie unverzichtbare Funktion für die demokratische Gesellschaft.

Auch daran erinnert uns das JMU-Stiftungsfest, auch das feiern wir heute: dass die Universität ein Ort ist, an dem diese Geltungsverfahren seit dem Mittelalter reifen konnten – und an dem sie sich nach wie vor blühender Lebendigkeit erfreuen.

## Die Resilienz der Wissenschaft stärken

Damit Universitäten als Diskursräume fungieren können, an denen sich individuelle wie gesellschaftliche Resilienz schulen kann, müssen sie wiederum selbst geschützt werden.

Die *Conditio sine qua non* für den freien wissenschaftlichen Diskurs, für freie Forschung und Lehre, ist in Artikel 5 Absatz 3 des Grundgesetzes festgeschrieben. Und nach allem, was ich gesagt habe, sollte deutlich sein, dass Wissenschaftsfreiheit kein dekoratives Ideal ist, sondern eine Grundvoraussetzung für eine resiliente Demokratie.

Sie ist Privileg und Pflicht zugleich. Sie öffnet der Wissenschaft in Deutschland Möglichkeiten und Spielräume, um die man uns in manch anderen Staaten beneidet. Sie verpflichtet uns aber auch darauf, alles in unserer Macht Stehende zu tun, um unser Grundgesetz im gerade beschriebenen Sinne mit Leben zu füllen und zu schützen.

Gerade deshalb müssen wir Widersprüche und Widerspruch aushalten. Wir müssen Differenzen argumentativ verhandeln. Und wir müssen die Lehr- und Forschungsfreiheit mit den Mitteln der Lehr- und Forschungsfreiheit verteidigen – auch und gerade dann, wenn sie unbequem wird, wenn sie Ergebnisse zutage fördert, die vom Common Sense abweichen.

Zugleich entbindet Artikel 5 Absatz 3 die Wissenschaftsfreiheit *expressis verbis* nicht von der Treue zur Verfassung – und es ist bedauerenswert, dass dies im Jahr 2026 eigens betont werden muss.

Die Wissenschaftsfreiheit aktiv schützen, heißt ferner, sie nicht mit einem anderen Grundrecht zu verwechseln: Meinungsfreiheit und Wissenschaftsfreiheit mögen wesensverwandt sein, aber sie sind – wie wir alle wissen – nicht dasselbe. Um politischer Instrumentalisierung der Wissenschaftsfreiheit nicht Vorschub zu leisten, müssen wir diesen Unterschied aus Sicht und

im Interesse der Wissenschaft immer wieder klar markieren. Denn gezielte Versuche, die Wissenschaftsfreiheit auszuhöhlen, indem man methodisch errungene Fakten mit subjektiven Meinungsäußerungen gleichsetzt, müssen wir leider nicht nur in den USA beobachten.

Die gute Nachricht ist, dass wir es zu großen Teilen selbst in der Hand haben, die Wissenschaftsfreiheit nicht nur zu verteidigen, sondern sie auch selbstbewusst zu definieren und aktiv zu gestalten.

Der Kodex „Wissenschaft“, den Sie hier in Würzburg gemeinsam erarbeitet haben, ist ein Paradebeispiel dafür, wie eine Universität die Doppelrolle von „Freiheit und Verantwortung“ verkörpert und lebt.<sup>3</sup>

Verantwortung für den Schutz des Resilienzraums Wissenschaft tragen aber selbstverständlich nicht allein die Universitäten, sondern wir alle, die wir in und für die freie Wissenschaft arbeiten. Die Ausdifferenzierung des deutschen Wissenschaftssystems mit seiner klaren Rollenverteilung ist dabei ausdrücklich als eine seiner Stärken zu verstehen. Gerade weil die unterschiedlichen Akteure eben auch unterschiedliche Aufgaben wahrnehmen, lassen sich Risiken besser verteilen, Eingriffe leichter abfedern – lässt es sich füreinander bewusst einsehen.

Wie Sie alle wissen, besteht die Rolle der DFG in erster Linie darin, der Forschung beste Bedingungen zu bieten. Und sie besteht darin, den Bedarfen der Wissenschaft eine starke Stimme zu verleihen. Beide Ziele verfolgt sie mit derselben Geisteshaltung, wie sie die wissenschaftliche Auseinandersetzung selbst prägt.

Dieses wissenschaftliche Ethos ist in unsere DFG-Satzung eingeschrieben. Seine Werte und Normen motivieren die Zusammensetzung ebenso wie die Zusammenarbeit aller Gremien. Sie regulieren sämtliche förderrelevanten Prozesse und Entscheidungen.

Kurz: Die DFG handelt wissenschaftsgeleitet. Sie folgt derselben Rationalität wissenschaftlicher Autonomie, die auch das Leben und Arbeiten an der Universität prägt – und zwar aus Prinzip, weil wir überzeugt sind, auf diese Weise die besten Ergebnisse zu erzielen und der Forschung in Deutschland optimale Entfaltungsmöglichkeiten eröffnen zu können.

Daher sind wir auch entschlossen, diese Werte und die durch sie geprägte Arbeitsweise konsequent zu verteidigen. Gegenwärtig geschieht dies vor allem auf drei Ebenen:

Erstens prüft die DFG in einer Senats-AG die Widerstandsfähigkeit der eigenen Strukturen und Prozesse gegen wissenschaftsfremde oder gar wissenschaftsfeindliche Einflussnahme.

---

<sup>3</sup> Julius-Maximilians-Universität Würzburg (2024): Kodex „Wissenschaft – Freiheit und Verantwortung“. Online verfügbar unter: [https://www.uni-wuerzburg.de/fileadmin/uniwue/Presse/EinBLICK/2024/42Kodex\\_Wissenschaft-Freiheit-und-Verantwortung\\_JMU\\_DE\\_UA.pdf](https://www.uni-wuerzburg.de/fileadmin/uniwue/Presse/EinBLICK/2024/42Kodex_Wissenschaft-Freiheit-und-Verantwortung_JMU_DE_UA.pdf) [letzter Zugriff: 13.04.2026].

Denn die Autonomie wissenschaftlicher Einrichtungen bildet das institutionelle Rückgrat eines resilienten Wissenschaftssystems.

In einer unlängst veröffentlichten Stellungnahme hat sich diese Arbeitsgruppe für eine dauerhafte Stärkung von Forschungsdateninfrastrukturen als festem Element der staatlichen Daseinsvorsorge ausgesprochen. Digitale Souveränität, wie sie die Nationale Forschungsdateninfrastruktur (NFDI) oder die European Open Science Cloud (EOSC) anstreben, ist auch für die Forschung ein wesentlicher Erfolgsfaktor. Daher investiert die DFG zweitens mit einer neuen Förderinitiative zur Sicherung gefährdeter Datenbestände in die materiellen Grundlagen eines resilienten Forschungsbetriebs.

Drittens geht es bei Resilienz nie allein um rechtliche Rahmenbedingungen, institutionelle Strukturen oder materielle Infrastrukturen, sondern es geht um geteilte Überzeugungen und die Bereitschaft, sich geschlossen für diese einzusetzen.

Die DFG engagiert sich daher national und international intensiv für den Zusammenhalt innerhalb der Wissenschaft und für Kooperationen, die den Geist der Wissenschaftsfreiheit atmen. So setzen wir uns in der EU gemeinsam mit der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) und dem Wissenschaftsrat dafür ein, rein wissenschaftsgeleitete Prinzipien und Ziele noch stärker in der europäischen Forschungsförderung zu verankern. Europäische Exzellenznetzwerke würden nicht nur die Stärken grenzübergreifender Spitzenforschung zur vollen Geltung bringen. Sie würden auch die Integration des europäischen Forschungsraums in einer Art und Weise vorantreiben, die politisch motivierte Einflussnahmen einzelner Regierungen erschwert.

Zudem zeigt sich die DFG weltweit solidarisch mit Forscher\*innen, die aus politisch motivierten Gründen an ihrer Arbeit gehindert werden. Im Rahmen der Global Minds Initiative Germany etwa bietet die DFG neue Perspektiven und Möglichkeiten, um Forschungsvorhaben in Deutschland in einem sicheren und freiheitlichen Umfeld weiterverfolgen zu können, denen andernorts ideologische Hürden in den Weg gestellt werden.

Prekärer noch ist die Lage leider nach wie vor für unsere ukrainischen Kolleg\*innen und auch für weitere von Kriegen betroffene Wissenschaftler\*innen, denen es schlicht unmöglich ist, ihrer Arbeit nachzugehen. Auch ihnen gilt die ideelle wie materielle Solidarität der DFG.

Wir sind überzeugt, dass das Engagement für die freie Wissenschaft weder an Landesgrenzen noch Einrichtungsgrenzen enden sollte; ganz im Gegenteil denken wir, dass das deutsche Wissenschaftssystem umso stärker und widerstandsfähiger ist, je weiter sich die Idee der Wissenschaftsfreiheit verbreitet und je fester sie in der öffentlichen Wahrnehmung verankert ist. Und dies gilt sowohl international als auch mit Blick auf die gesellschaftliche Akzeptanz und Unterstützung, auf die die freie Wissenschaft in Deutschland nach wie vor zählen kann.

Mit diesem zuversichtlichen Gedanken möchte ich schließen und noch einmal betonen, wie schön es ist, wieder hier in Würzburg zu sein.

Ich wünsche Ihnen weiterhin ein wundervolles Stiftungsfest!

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!